

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 1 (1897)

Artikel: Ins Leben!

Autor: Stegemann, Hermann

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572875>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ins Leben!

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

Erstes Kapitel.

Cin helles Lachen verlor sich in dem großen, verwilderten Garten, der wie ein Märchenpark in der Herbstsonne lag, umgeben von Feldern und Nebengeländen, abgeschieden von dem Lärm der Stadt, deren Türme im Westen sichtbar waren.

Auf dem Brücklein, das den kleinen Teich im verlorensten Winkel des Parkes überspannt, stand Verena und sah in das dunkle Wasser.

„Vor fünf Jahren haben wir den letzten gesehen. Wissen Sie noch?“

„Er trug ein Krönlein auf dem Kopf und hatte ein Moosröcklein an.“

Hans machte das ernsthafteste Gesicht, als er so sprach und starre über das Brückengeländer in die Tiefe, in der Verenas helle Bluse und zartes Antlitz sich spiegelten.

„Aber Hans! Ein Karpfen und ein Krönlein! Sie sind wohl wieder bei den Märchen? Das Märchen spielen ist vorbei.“

„Ist vorbei,“ wiederholte er. Dann richtete er sich auf und atmete tief.

„Jetzt heißt's arbeiten, büffeln, Examen machen und dann — ins Leben!“

„Ins Leben!“ Nun war es Verena, die das Echo machte.

Eine Weile schwiegen beide. Es war heimlichstill in der Runde. Durch das Gebüsch sahen sie in der Ferne die Väter auf der kleinen Veranda des alten Hauses sitzen, aber kein Ton klang herüber. Man sah nur, wie sie miteinander sprachen und hie und da das Weinglas zum Munde führten.

Verenas Hand lag auf dem Geländer. Da legte Hans die seine um ihre schlanken Finger und hielt sie fest trotz des Sträubens des jungen Mädchens. Dabei hatten sie kein Wort gesprochen.

Hans war noch blässer als gewöhnlich, wie immer, wenn ihn etwas erregte. Verenas Wangen brannten und das blonde Haar an ihren Schläfen zitterte, so flog ihr das Blut durch die Adern.

„Wissen Sie noch Verena — damals, als Sie und ich an dem Schülerkonzert des Fräulein Galli spielten, damals haben wir uns kennen gelernt. Sie hatten einen dicken Zopf und saßen vor mir. Sie spielten dann eine Variation von ‚Heil dir im Siegerkranz‘ und ich ‚Das Heimweh‘ von Lange.“

Über Verenas Gesicht huschte ein Lächeln.

„Gott, wie komisch waren wir. Ich fieng noch einmal von vorn an, weil ich mich verzählt hatte und Sie, Sie stampften mit Ihren neuen Stiefeln über das Podium, daß das Klavier zitterte.“

„Und dann haben wir uns öfter gesehen. Mein Vater hat Herrn Professor Groll kennen gelernt, als er seinen Sohn hier draußen suchen mußte. Die Schelte habe ich heut' noch nicht vergessen.“

„Wie konnten Sie aber auch! Das Mittagessen versäumten, weil Papa Ihnen die Hefte gegeben hatte! Ich wollte sie Ihnen doch abnehmen. Aber nein, Sie schleppten den Pack bis hier heraus.“

„Und ich vergaß in Ihrem Garten, hier in diesem Garten“ — Hans schwenkte die Hand im Halbkreis — „Mittagessen und Hunger.“

„Und Papa hatte Sie auch vergessen.“

Verena lachte.

„Mein Gott, wie lang das schon her ist, Fräulein Verena!“

„Ach ja,“ erwiderte das Mädchen mit einem drolligen Seufzer und zog ihre Hand aus der Gefangenschaft, „damals waren wir noch sehr jung.“

„Und sehr —“ Hans stockte. Er hatte sagen wollen „sehr dumm.“ Aber als er es aufleuchten sah in ihren Augen, schämte er sich des Wortes. Ein weiches, wehmütiges Gefühl kam plötzlich über ihn. Ihm war, als

müßte er sie in die Arme nehmen, schnell, heimlich und ihr sagen „Ich hab' Dich lieb.“ Gedichte hatte er für sie, an sie gemacht und darin hatte er sie gebüxt, nur von Liebe und Treue bis in den Tod gereimt, aber all das zählt ja nicht. Das hatte er ihr wohl in die Hand spielen dürfen, sie hatte es gelesen, gezählt aber hat das nicht. Es waren ja nur Verse. Es ihr in der eindringlichen Prosa sagen, dazu hatte er nie den Mut, nie die Gelegenheit gefunden. Man wußte ja, daß man für einander schwärzte. Und das war ihnen genug. Und so ließ Hans den Satz unvollendet. Verena aber spann den Faden fort, indem sie nach einem Augenblick sagte:

„Bei dem Konzert war ich zwölf Jahre alt. Und jetzt schon siebzehn.“

„Und ich erst zwanzig.“

„Ihr Geburtstag ist aber erst in vierzehn Tagen,“ rief Verena eifrig.

„Ja wohl, wahrscheinlich gerade am Tage der mündlichen Prüfung.“

„Nun, das bringt Ihnen sicher Glück.“

Sie war dicht zu ihm herangetreten und beide standen auf der Brücke; scharf hoben sich die Gestalten im Abendschein von dem farbigen Hintergrund ab. Er schlank und schmal, mit dem schwarzen Flaum über der gewölbten Lippe, das Mädchen wohlgebildet an Haupt und Gliedern, der Hagerkeit entwachsen.

Sie tupfte mit dem Zeigefinger auf das Buch, das die Brusttasche seines Rockes aufbauschte und lächelte mitleidig und bewundernd.

„Schon wieder der Plötz. Wenn Sie in der Geschichte nicht mit Recht gut abschließen, dann will ich Hans heißen.“

„Hans heißen,“ wiederholte er und wieder quoll es heiß in ihm auf.

Sie errötete und wurde verlegen.

„Ich meinte nur — ich dachte nicht daran, daß Hans —“ Sie brachte auch diesen Satz nicht zum Schluß, denn der Jüngling hatte ihre Hand ergriffen, und plötzlich schoß ihm die Glut in die Wangen.

„Fräulein Verena, ich hab' in dem Scherz etwas anderes gefunden. Erst zwanzig. Und das dumme Examen, aber das besteh' ich trotz der scheußlichen Mathematik. Ich kann etwas. Dann kommt die Universität und bald bin ich frei — ein Dichter.“

„Ein Dichter, das sind Sie ja schon.“

Wie überzeugt das klang aus ihrem Munde! Freilich sie kannte ja die schönsten Proben. Sogar gedruckt, in einer Zeitschrift, dem „Deutschen Dichterheim“, waren schon Gedichte von ihm. Das Herz schlug ihm so stark, daß seine Stimme zitterte, als er fortfuhr:

„Ich bin jetzt zwanzig. In drei Jahren bin ich fertig, dann sind Sie —“

„Zwanzig,“ rechnete sie eifrig.

Weiter kamen sie nicht, denn eine Weile hielten sie inne, Aug' in Auge, dann rief Herr Lienhart von der Veranda herüber mit lauter Stimme:

„Es wird Zeit, Junge, mir müssen gehen.“

Betroffen blickten sie auf. Eine sanfte Röte gieng über ihre Wangen, dann schritten sie selbänder auf den verwachsenen Wegen dem Hause zu.

Die beiden alten Herren sahen ihnen entgegen, wie sie langsam, fast zögernd näher und näher kamen in dem vollen, farbigen Abendlicht, das über die im Westen aufgetürmten Berge flamme.

„Und Sie meinen wirklich, liebster Freund, daß die beiden Kinder so etwas wie eine Jugendliebe verbindet?“ fragte Professor Groll und beugte sich vor, die Brille dichter an die schwachen Augen drückend, um seine Tochter und Hans prüfend zu mustern. Aber das Augenlicht ließ ihn wie so oft im Stich und nach einer Weile murmelte er:

„Ihre liebe Frau irrt sich, Lienhart, ich habe nichts dergleichen bemerkt.“

Ein Lächeln flog über das blaße, ernste Antlitz Lienharts.

„Nun, das nimmt mich nicht Wunder. Sie sehen eher ein Erratum in einer ihrer Textausgaben, als ein Erwachen kindlicher Neigung im Herzchen ihrer Verena. Ich hätte übrigens auch nicht so weit gedacht, wenn meine Frau nicht gewesen wäre. Und dann die Ode ‚An die Entfernte‘, die der Junge mir neulich vorlas, als ich ihn mit heißen Wangen über dem letzten Vers ertrappete — die Ode war deutlich genug.“

„Schlecht war sie nicht, das sapphische Maß vor trefflich und die Schilderung meines verwahrlosten Gartens wirklich poetisch.“

„Sie haben dem Jungen immer die Stange gehalten, Professor. Sehen Sie nur, die beiden Menschenkinder gehen wie die Verurteilten zur Richtstätte. Wir haben wahrscheinlich ein bedeutsames Zwiegespräch unterbrochen, als wir Sie anriefen.“

Lienharts Antlitz wurde wieder ernst bei den letzten Worten und nun fuhr er schnell und leise fort:

„Erfüllhaft gesprochen, lieber Freund: Hans und Verena sind im schwärmerischen Alter. Dazu kommt, daß mein Sohn eine leicht anzündliche Phantasie besitzt und Ihr Töchterchen einen empfänglichen Sinn, den die Einsamkeit Ihres Gartens und die Abkehr von den Zerstreuungen der Stadt in ihr gefördert haben.“

„Aber ich bitte Sie, Lienhart, Sie glauben doch nicht an ein Attachement, daß —“

„Ich glaube, daß da ein leichtes, lautes Feuerchen brennt“ — unterbrach Lienhart den plötzlich unruhig gewordenen — „in das man nicht blasen darf. Statt es

zu löschen, würden wir es zu einem Brände anfachen, der . . . aber genug, da sind die beiden, wir sprechen ein andermal darüber."

"Und dann geht ja Ihr Junge bald auf die Hohe Schule."

Professor Gross hatte sich durch seine letzte Bemerkung für eine Weile wieder selbst Ruhe zugesprochen und sah die Röte auf Verenas Antlitz nicht, die der Abschied von Hans Lienhart entfesselt hatte.

Und während der Vater in das Haus gieng, um sich im Dunkel die Treppe zu seinem Arbeitszimmer hinaufzutasten, stand das Mädchen noch lange an dem Gittertor, das auf die Landstraße führte und sah, die Stirne an die rostigen Stäbe gedrückt, den beiden Gestalten nach, die auf der weißen Straße der Stadt zuschritten.

Hans wandte noch einmal, wie von ungefähr, den Kopf. Da tauchte blitzschnell in Verenas Hand ein Taschentüchlein auf und wehte in den Abend hinaus. Dann rieb sie sich die Augen, die sie von dem Ausblick in das zuckende Zwielicht schmerzten und gieng langsam in das Haus.

Hans aber schritt stumm neben dem Vater der Stadt zu. Zuweilen streifte ein forschender Seitenblick den schweigenden Sohn. Endlich, schon waren sie an dem Häuschen des städtischen Zollbeamten vorüber, brach der Vater das Schweigen.

"Na, den Weg werden wir wohl nicht mehr oft gehen." Hans erschrak. So unerwartet kam ihm das Wort, daß er einen körperlichen Schmerz in der Brust empfand, wie von einem Schlag oder Stoß. Er sah dem Vater, den er um ein geringes überragte, in die Augen, als wollte er darin lesen, ob eine verborgene Absicht hinter der Bemerkung zu suchen sei. Aber der Blick der ernsten gütigen Augen war frei und offen, nur in der Stimme war ein wehmütiger Klang gewesen. Und seltsam, schon stieg es dem Jüngling heiß vom Herzen empor. Er wollte reden, aber er fand das Wort und den Gedanken nicht, der ihn drückte und unwillkürlich zuckte er mit den Achseln und weil er fühlte, wie ihm die Lippen zitterten, versuchte er zu lächeln.

Er hatte keine andere Antwort gegeben. Da schwieg auch sein Vater wieder und nun wechselten sie kein Wort mehr, bis sie zu Hause angekommen waren.

Auf dem Flur trat ihnen Frau Lienhart entgegen. Hans fuhr ihr liebkosend mit der Hand über das Gesicht und sprang dann schnell die Treppe hinauf in sein Zimmer. "Was ist dem Jungen?" fragte die Mutter betroffen. Lienhart war in die Stube getreten und wechselte den Rock. Erwartungsvoll stand seine Frau am Tisch und glättete zerstreut das Tafeltuch. Die Hängelampe brannte und breitete einen rosigen Schein über das besorgte Antlitz der Mutter.

"Es ist Zeit, daß der Junge fortkommt, in die Welt, ins Leben. Er spinnt sich hier ein und brennt uns weg, wie eine Kerze, die an beiden Enden angezündet wird."

"Aber Wilhelm, ich versteh' dich nicht. Oder doch, du meinst wegen der Verena und dem Dichten und Schreiben?"

Lienhart nickte.

"Hast du mit dem Professor gesprochen?"

"Er hat es wahrscheinlich schon wieder vergessen," antwortete Lienhart und lächelte.

Da hellte sich auch das Antlitz seiner Frau wieder auf und sie schloß das Gespräch, indem sie leise sagte:

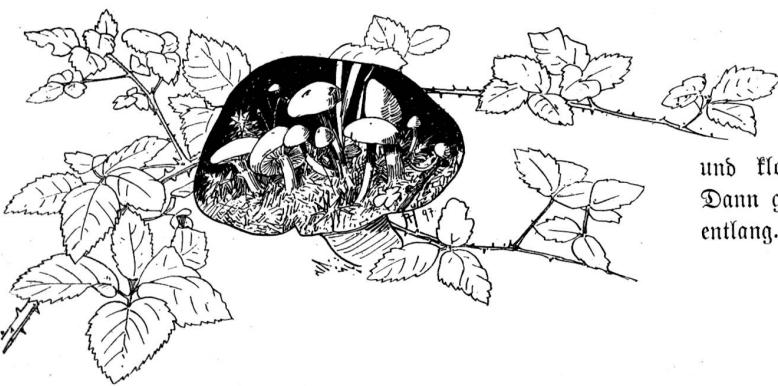
"Und so wird es den Kindern auch bald gehen."

Zweites Kapitel.

Als Lienhart den letzten Agenten entließ, der ihm über den Neubau eines Gebäudes weit hinten im Mühlthal berichtet hatte, seufzte er auf, wie befreit von einem körperlichen Druck. Die Abendsonne spielte, zum Fenster hereindringend, auf dem alten Schreibtische des Generalagenten. Auf der Gasse lärmten die Kinder, und nun schlug die Uhr auf dem Bürgerhospital dicht nebenan. Sechsmal tönte der harte, blecherne Klang in das Bureau. Da bürstete Lienhart den Hut ab, zog die Manschetten etwas hervor und verließ das Zimmer. Als er die Thüre mit dem zweiten Schlüssel, der das Sicherheitsschloß sperrte, verschloß, fiel ihm plötzlich wieder ein, daß sein Sohn morgen die öffentliche Prüfung zu bestehen hatte.

Es war ihm schon oft widerfahren in den letzten Tagen, daß er mitten aus einem andern Gedankengang heraus auf dieses Ereignis geriet. Und dann wurde ihm jedesmal so eigen und er meinte, es könne nicht sein.

Er stieg langsam die schmale Treppe hinab und trat auf die Gasse. Kleine, wilde Buben häschten sich in wildem Spiel und ein Blondkopf prallte an den Mann, der so unerwartet im Rahmen der Thüre erschien. Lienhart lächelte und kloppte ihm begütigend auf die drallen Backen. Dann gieng er weiter, die stillen Gassen der Landstadt entlang.



Zwanzig Jahre war Hans schon alt. Ueber zwei Jahre war er infolge der schweren Fieberkrankheiten hinter den Spielmäerkern zurückgeblieben. Aber Lienhart schien es heute, als wären die zwanzig Jahre nur ein Traum gewesen, ein Traum freilich, der ihm das Haupthaar gebleicht, der Mutter die fleißigen Hände mit Schwielen bedeckt hatte.

Aufrecht, mit einem hellen Blick in den ernsten Augen, gieng Lienhart über den Marktplatz und bog in die Gasse ein, die auf den einstigen Stadtwall führte. Eine milde Luft herrschte unter den mächtigen alten Linden, die den Wall, jetzt den schönsten Spazierweg, beschatteten. Im weitgespannten Bogen umgab der Lindengang die Südseite der Stadt. Die Nebtgärten treten dicht an ihn heran und wenn Südwind wehte, tönte sogar der Lärm der Frösche aus den kleinen Gräben des Landwassers herüber. Das Lyceum, einst ein Nonnenkloster, war innerhalb des Stadtwalles erbaut und die Fenster, aus denen vor Zeiten die frommen Schwestern, jetzt aber frische Knaben schauten, sahen über die Lindenwipfel und die Nebtgärten in das grüne Land und auf die schöngeschwungene Kammlinie der nach Süden streichenden Berge.

Lienhart stand einen Augenblick still und hob den Blick. Aber das Gebäude lag einsam, es war wohl niemand mehr darin, außer der Putzfrau, die soeben die Fenster schloß.

Da ertönte hinter Lienhart ein bekannter Schritt, kurz trippelnd, von dem Aufstoßen eines Stockes im Takt begleitet. Und als Lienhart sich umwandte, sah er, daß ihn sein Ohr nicht getäuscht hatte. Den Hut in die Stirn gedrückt, den Blick auf die Spitzen der Schuhe gehestet, gieng Professor Groll eifrigst seines Weges.

„Guten Abend, Professor.“

Er blickte auf, zögerte ein wenig, und erwiederte dann:

„Schönen guten Abend, Lienhart, schönen guten Abend.“

Nun giengen sie den Wall entlang; kaum wechselten sie hie und da ein kurzes Wort. Lienhart dachte an den kommenden Morgen und konnte sich eines gewissen Angstgefühls nicht erwehren. Wenn nur alles gut gieng! Sein Gefährte saß über eine verderbte Stelle des Catull nach. Plötzlich fragte er unvermittelt:

„Hans war drei oder vier Tage nicht mehr bei uns. Er arbeitet doch nicht? Ich hab' es ihm ans Herz gelegt. Das Instinktiveinpumpen in den letzten achtundvierzig Stunden fördert nur das Kanonenfieber.“

Lienhart fuhr auf. Es fiel ihm ein, daß er den Jungen schon um sechs Uhr hatte in seinem Zimmer auf- und niedergehen hören.

„Er wird doch nicht,“ stieß er unwillkürlich hervor und beschleunigte seine Schritte.

Sie waren am Ende des Walles angelangt. Vor ihnen lag die Brücke, unter der der kleine Fluß hindurchtrieb, der als Kanal die Fabriken speiste. Lienharts Häuschen stand in einem bescheidenen Garten am Ufer des Baches, wenige Schritte von dem Nebergang entfernt.

Als sie just aus dem Lindendunkel traten, gieng Verena über die noch hell in der Abendsonne liegende Brücke. Sie war auf dem Wege nach der Stadt. Mit rotüberhauchten Wangen schritt sie eilig dahin.

Lienhart hatte sie erkannt und sagte:

„Da kommt Ihr Jungferchen.“

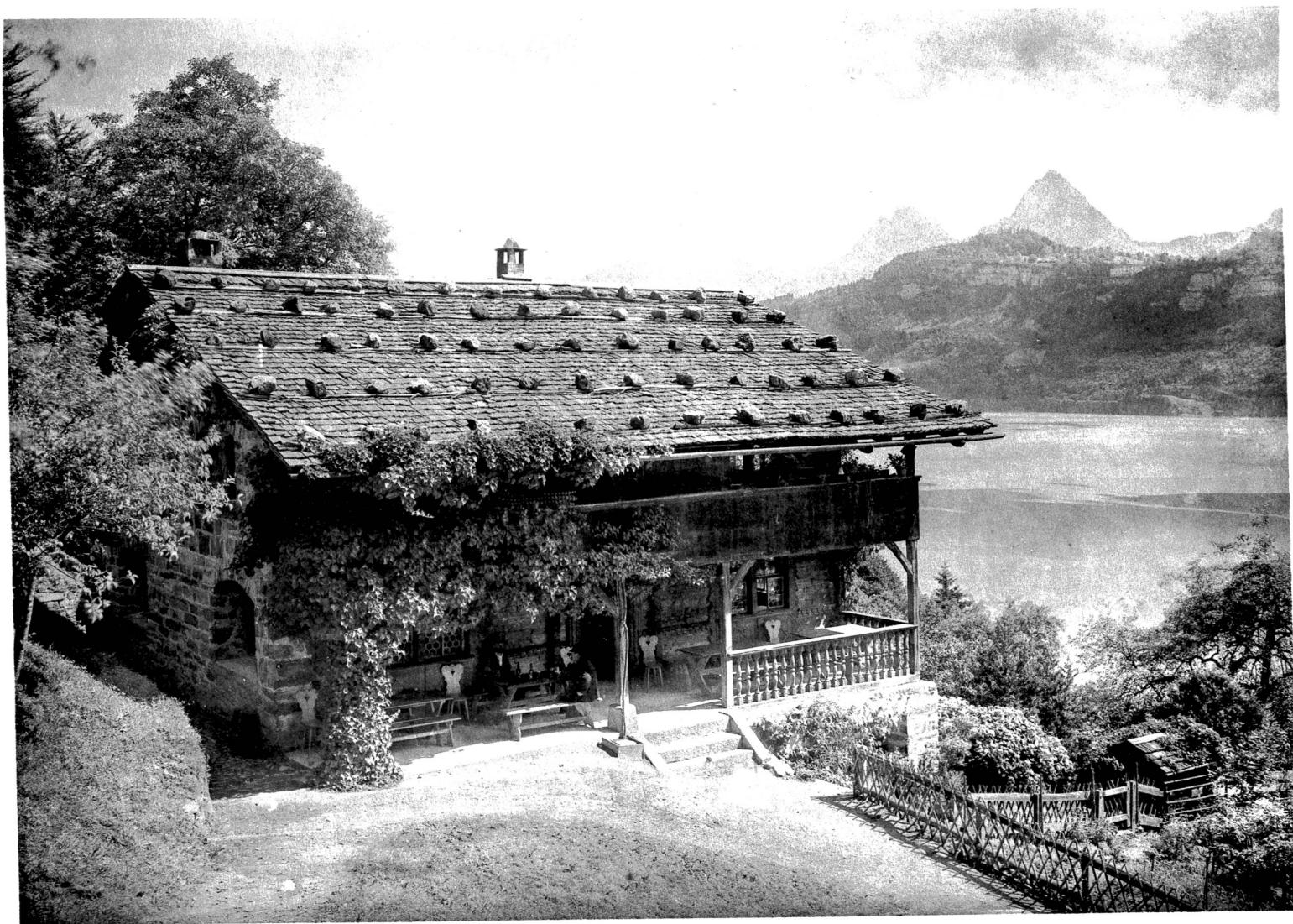
Professor Groll kniff die Augen zusammen und blinzelte scharf durch die Brille in die helle Ferne. Ein freudiges Lächeln legte sich um seinen Mund.

„Natürlich, das Brenele. Und da“ — er sprach hastig und aufgereggt — „da, sie winkt uns; sehen Sie nur, Lienhart, wie sie das Tüchlein schwenkt!“

Und er fuchtelte mit dem Spazierstock einen Gruß durch die Luft, der tausend Gintagsfliegen im lustigen Wirbeltanz störte. Vater Lienhart aber antwortete nicht. Ein strenger Zug hatte sich in sein Antlitz gezeichnet, denn deutlich hatte er erkannt, daß das Tüchlein nicht ihnen winkte, sondern seitwärts über das Brückengeländer flatterte, dorthin, wohin auch Verena blickte und grüßte. Schon waren sie auf der Brücke und gerade noch erhaschte Lienharts Blick das Bild seines Sohnes, der auf dem Balkon stand und eine Kuhhand über Wasser und Weg zu Verena herüberwarf.

Jetzt wandte das Mädchen den Kopf und erblickte die beiden Herren. Das Taschentuch verschwand in den Falten des hellen Kleides und purpur wie der Mohn auf dem Felde erwiederte sie den Anruf des Vaters. Lienhart wünschte hastig guten Abend und gieng. Es war plötzlich ein Zorn über ihn gekommen, dem er nicht länger gebieten konnte. Auch der scheue, befangene Blick aus Verenas Augen hatte ihn nicht entwaffnet. Er sorgte sich um den Jungen, als gelte es ein Jahr seines eigenen Lebens, das morgen verrechnet werden sollte, und Hans, der Phantast, dachte nur an seine Schwärmerien! Wenn er solcher Gedanken voll vor die Konferenz trat, was dann!

Mit schnellen Schritten gieng Lienhart auf das Haus zu, und ohne auch nur den Hut abzulegen, stieg er die Treppe empor und trat in das Stübchen seines Sohnes. Hans schreckte von seinem Arbeitstisch auf und warf schnell ein paar Blätter und Bücher durcheinander. Ein forschender Blick auf sein erhitztes Gesicht und Lienhart wußte, daß hier weder dem Richtstuhl noch dem Studium gehuldigt wurde. Er kannte die verräterische Röte, die nur dann die Wangen des Jünglings färbte, wenn ihm eine poetische Wallung gekommen

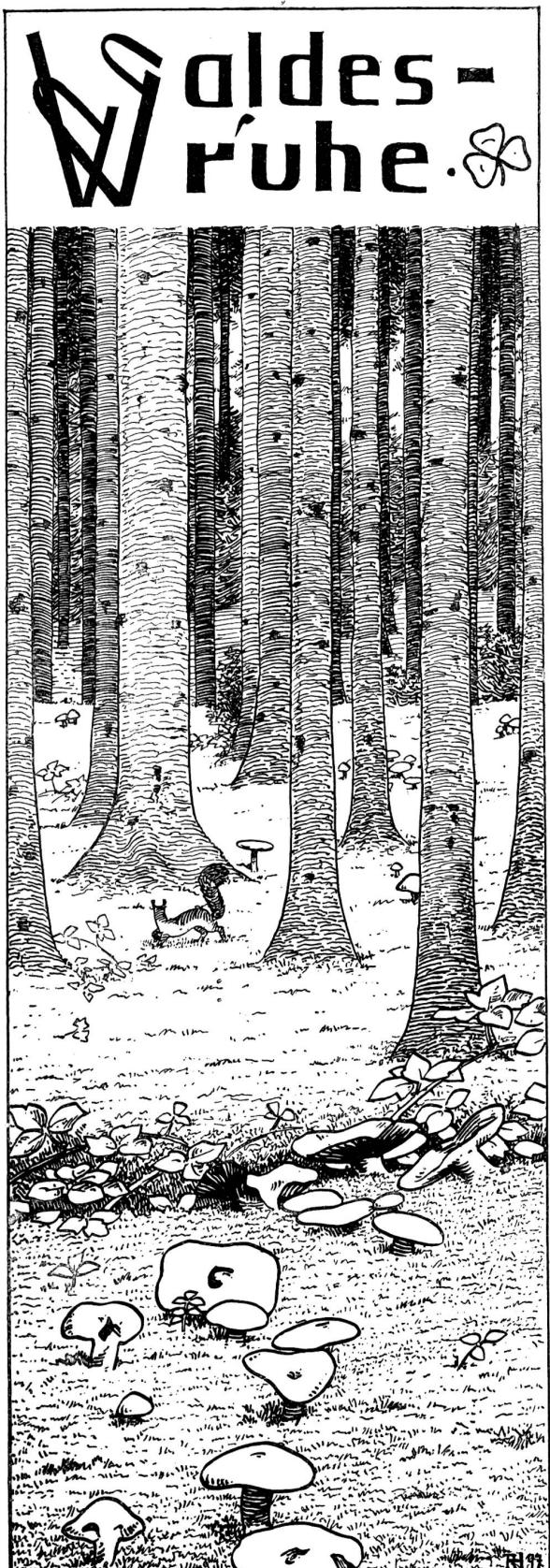


Lichtdruck des „Polygr. Institut, Zürich“.

Photogr. Aufnahme von Gebr. Wehrli, Kilchberg (Zürich).

Das Wirtshaus auf dem Rütli.





war. Und da übernahm den sonst so ruhigen, besonnenen Mann der Zorn und die Abneigung, die er, wenn auch sorglich gebändigt, gegen die selig unselige Gabe des Sohnes nährte. Er wußte nichts anderes von der Begabung, die sich in dem Knaben geregt hatte, als daß sie das Kind reizbarer und sonderbarer mache. Und das böse Wort von den brotlosen Künsten trat ihm auf die Lippen.

Hans sah die Blässe auf dem Antlitz des Vaters und das Blut schoß ihm zum Herzen.

„Was treibst du da?“

„Ich, nichts, ich habe da die — nein gar nichts.“

Hans stockte. Lienhart hatte den Hut abgenommen und strich mit der Hand über die kahle, feuchte Stirn.

„Nichts? Du weißt, ich darf das nicht länger ansehen ohne drein zu reden. Schämst du dich nicht?“

Der Jüngling fuhr zusammen und starre den Erregten wortlos an. In seinem Kopf stießen und drängten sich die Gedanken und er wußte nicht, was der Vater meinte. Auch an Verena dachte er und da schlug ihm auch schon das Herz wie ein Hammer in der Brust und die Kälte brannte ihm in den Fingerspitzen. Verena! Noch hatte keine fremde Hand den Schleier von dem heiligen Bild gerissen. Das Blut klopfte ihm in den Schläfen und seine Lippen zitterten.

„Du bist ein Knabe, das Mädchen aber ist kein Kind mehr. Du treibst die Phantastereien —“

„Vater!“

Es sollte bittend klingen und hörte sich wie eine Drohung an.

„Widersprich mir nicht.“

„Ich will nicht, daß du so von uns sprichst. Nein, ich will's nicht, Vater.“

Das war wieder der fremde Blick in den Augen des Jünglings, der Blick, dem der Vater so feind war.

„Am Abend vor dem Examen treibst du Allotria? Ich werde dich daheim behalten müssen. Kinder und Phantasten kann man nicht ins Leben gehen lassen.“

„Ich bin kein Kind mehr.“

Nun war es Troß, der aus Hans sprach.

Mit einem Schritt war der Vater vor ihm, und er legte ihm hart die Hand auf die Schulter und sprach mit unterdrückter Stimme:

„Vor mir bist du ein Kind, wenn du auch bei deinem Redakteur in Dresden „geehrter Herr“ bist.“

„Vater, das verstehst du nicht.“

Schon zuckte es dem Manne in der Faust, da sah er in den Augen des Jünglings zwei verhaltene Thränen blinken. Und plötzlich erlosch sein Zorn und verging wie Rauch. Um die Wandlung zu verborgen, trat er zurück und beugte sich über den Arbeitstisch. Da stahl sich aus einigen mit trigonometrischen Formeln bedeckten

Bogen Papier ein zierliches, weißes Blatt hervor. Lienhart griff darnach.

„Vater!“

Hans wollte ihm zuvorkommen, aber schon sprach der Vater tonlos: „Verse.“

Dann überflog er das Blatt, während der Sohn mit zusammengepressten Zähnen bereit stand, neue Vorwürfe über sich ergehen zu lassen. Aber kein Wort kam über Lienharts Lippen. Er setzte den Hut auf und sah einen Augenblick starr vor sich hin; dann raffte er sich auf und verließ das Zimmer. Das Papier hatte er, Hans wußte nicht ob absichtlich oder nicht, in der Hand behalten und mitgenommen.

In dem Jüngling pochte die Aufregung. Die Bücher, die Hefte und alles, was auf dem Tische lag, drehte sich vor seinen Augen im Wirbel. Und plötzlich packte ihn eine Sehnsucht nach der Nähe des Mädchens, nach ihrem Park, nach dem alten Häuschen, das einst eine Gärtnerbehausung, nun zum Herrenhaus geworden war. Er sah Verena auf den dümmigeren Wegen gehen, hörte ihre Stimme seinen Namen rufen. Und immer lebhafter wurde in ihm der Wunsch, in den Abend hinauszueilen, die weiße Straße zu verfolgen bis an den Garten inmitten der Nebengelände. Er zögerte noch einen Augenblick, doch als sich nichts regte im Erdgeschoß, da griff er zu seinem Hut und verließ Zimmer und Haus.

Er hörte die Mutter nicht mehr, die bei dem Geräusch seiner Tritte die Stubentür öffnete und seinen Namen rief.

Als Lienhart mit dem Papier in der Hand in die Wohnstube getreten war, hatte seine Frau soeben die Lampe angezündet, und das Licht kämpfte noch mit der Dämmerung.

„Wo warst du denn? — Was ist dir, Mann?“

Lienhart erwiderte nichts. Er hob das Blatt in die Höhe, in den Lichtkreis der Hängelampe und las das Gedicht noch einmal. Und dabei entrunzelten sich seine Züge und die Linien seines Gesichtes wurden weich. Nun, wenn poetische Wallungen so ungekünstelt zum Ausdruck kamen, dann war die unheimliche Gabe, die dem Sohne mit auf den Lebensweg gegeben war, vielleicht doch nicht so zu fürchten. Ein Schwarm von Erinnerungen bemächtigte sich seiner Gedanken und als Frau Lienhart ängstlich und neugierig näher trat, reichte er ihr das Blatt und sagte nur:

„Da, lies Charlotte!“

Dann begab er sich langsam an das Fenster, das auf den Bach hinausging und sah in das stille, glatte Wasser, das lautlos zwischen den Ufern dahinzog.

Frau Lienhart aber las, leise die Lippen bewegend:

Es steht eine hohe Linde
So ganz allein,
Die Böglein fliegen geschwinde
Dort aus und ein.

Mit einem schönen Kinde
Stand einst ich dort allein,
Schnitt in des Baumes Linde
Tief uns're Namen ein.

Nun steh' ich an der Linde
Im Abendschein,
Die Namen ich nicht mehr finde —
Bewachsen müssen sie sein.

Noch eine Weile blickte die Mutter auf das Blatt, dann hob ein tiefer Atemzug ihre Brust und sie drückte hastig die Augen ein, die feucht geworden waren. Und als sie den Vater immer noch regungslos an dem Fenster stehen sah, trat sie neben ihn und leise, als dürfe man es nicht laut sagen, flüsterte sie:

„Wo er das nur her hat, Willi!“

„Und wozu es wohl taugt,“ erwiderte er. Aber dabei hatte er unwillkürlich den Arm um die kleine Frau gelegt, und die beiden alten Leute standen in die Fensternische geschmiegt, wie einst vor Jahren.

Da tönten die Schritte auf der Treppe. Besangen löste sich Frau Lienhart aus dem Arm ihres Mannes. Doch schon wurde die Haustür geöffnet und wieder geschlossen, und als die Mutter hinauseilte, war Hans in der Dämmerung bereits nicht mehr zu sehen.

Mit heißen Wangen, umstatische Gedanken wälzend, schritt er in den Abend des Frühherbstes hinein. Feiernde Arbeitsleute schlenderten an ihm vorüber und als er die Landstraße erreicht hatte, sah er sich allein. Nur die Hunde bellten im Umkreis. Ungeduldige Sehnsucht trieb ihn vorwärts, wie der Wind das Segel. Rechts und links lagen die Weinberge im Schatten und über ihm glitzerten die Sterne. Wenige Schritte vor Grosses Garten sprang ein Pfad von der Straße ab und führte durch die Reben an die Mauer, die den alten herrschaftlichen Park umgab.

Hans sah das Licht aus dem Häuschen herüberblinken, das der Professor bewohnte, seit ihm seine Frau gestorben war. Eine zeitlang zauderte der Jüngling, dann drängte er sich durch die rankenden Reben, von denen die reifenden Trauben schwer herniederhiengen, dem Park zu. Er erreichte die Mauer, an der das Weglein entlang ins Weite lief. An einer Stelle war eine Art Bresche entstanden. Herabgestürzte Mauersteine bildeten eine Erhöhung, von der ein gebüter Turner sich auf die Mauer schwingen konnte.

Hans blieb stehen. Das Herz schlug ihm in der Brust, daß er den Schlag vernahm. Weitum war alles still, nur die hohen Bäume im Garten rauschten leise im Nachthau.

Plötzlich erklangen in der Ferne die Töne eines Klaviers, um sogleich wieder zu verstummen. Mit einem Sprung und einem Schwung war Hans auf der Mauer. Hinter leichtem Gewölk trat die Mondfischel hervor und just im nämlichen Augenblick vernahm der Einbringling Schritte auf dem Fußweg. Und da raste auch bereits etwas schaumbend und kläffend durch das Nesselkraut und plötzlich sprang der Hund des Bannwarts an der Bresche in die Höhe. Die Stimme des Wärters, der die Neben von den Traubendieben zu hüten hatte, rief durch die Nacht:

„He, Raftor, he, was giebt's?“

Hans war blitzgeschwind von der Mauer in den Garten hinuntergeglitten. Der Hund strich spürnd durch das Gestein, bis sein Herr der vermeintlichen Katzenjagd überdrüssig wurde und ihn antrieb weiter zu gehen. Bald verklang das Geräusch ihrer Schritte; nur zuweilen schlug das Tier noch an, als wollte es dem Unbekannten zu wissen thun, daß man auf der Hut sei.

Durch die verwilderten, einst so gradlinig verlaufenden Wege gieng Hans auf das Haus zu. Das Fenster des Zimmers im Erdgeschoß war geöffnet und das Lampenlicht lag auf den Büschchen, die sich bis in die nächste Nähe herandrängten.

Im Gesträuch verborgen blieb der Jüngling stehen und spähte in das Zimmer. Er sah Verena am Klavier sitzen. Die Kerzen brannten und ihr flackern-des Licht tanzte auf dem zarten Antlitz des Mädchens, das die Hände lässig auf den Tasten ruhen ließ und in die Flamme starrte. Tabaksauch, der sich auf das Kerzenlicht zubewegte, verriet die Gegenwart des Vaters, obwohl Hans ihn selbst nicht erblicken konnte. Und er lauschte und schaute mit klopfenden Schläfen. Ein Glücksgefühl war in ihm, unklar und verlangend, daß ihn die Brust darüber schmerzte.

Verena schreckte auf aus ihren Sinnen und blätterte in dem Notenheft. Da rief Gross aus der Tiefe seines Lehnsstuhles:

„Also morgen steigt der junge Herr ins Examen. Dann wird das Vögelein flüsse erklärt im Rate der Alten und brrr, auf die Flügel und hinaus in die Freiheit!“

Hans bog die Zweige auseinander und lauschte. Mehr noch aber verließ er sich auf seine Augen, denn sah die Röte in Verenas Wangen steigen.

„Wohin geht er denn?“ fragte sie leise.

„Weiß nicht, Kind. Nur recht weit fort, das ist die Hauptache, damit er ein bisschen untergeht unter den fremden Menschen und Verhältnissen.“

„Untergeht!“ Angstvoll kam es von ihren Lippen.

Da lachte der Professor und das Lachen klang in den Park hinaus.

„Na, du brauchst nicht gleich an Sumpf oder Ozean zu denken. Aber untergehen muß er eine Weile. Wenn er dann wieder auftaucht und sich wieder findet, dann wird ihm manches ganz anders vorkommen im Leben und bei sich selber.“

Berena hatte sich erhoben. Sie löschte die Kerzen und wandte dann den Kopf, um in das grüne Dunkel hinauszublicken. Da sah sie im Zwielicht ein blaßes Gesicht und schon setzte ihr Herzschlag aus. Aber da erkannte sie Hans, der sich bis dicht an das Fenster gewagt hatte. Und schnell trat sie von dem Piano weg und auf ihn zu.

„Manu, was willst du denn?“ fragte der Vater.

„Ich nichts, mir ist so heiß.“

„Unsinn, heiß. Was machst du denn dort?“

Berenas Hand war der des Jünglings auf halbem Wege begegnet. Da glitt ihr Fuß auf dem Parkett aus und wenn sie sich nicht schnell am Gesims hätte halten können, so wäre sie Hans kopfüber in die Arme gesunken.

Der Professor war erschrocken aufgestanden.

„Nichts, es ist nichts,“ rief Berena und drängte den Jüngling schnell zurück.

„Ach was, mach' das Fenster zu oder meinetwegen nur die Läden und dann spiel' mir noch das Menuett, das aus dem Don Juan, dem andern Hans zu Ehren, der morgen ins Examen steigt.“

„Ja, Vater,“ antwortete Berena verwirrt und bemühte sich die Klammer zu lösen, die die Läden hielten. Besessen half ihr Hans, doch als sie die Läden zuzog, kam die Lust über ihn, der noch kein Wort zu flüstern gewagt hatte, und er beugte sich über ihre Hand und küßte sie. Es war das erste Mal. Mit einem Laut der Überraschung entriß ihm das Mädchen die Hand und schloß die Läden.

„Was ist denn schon wieder?“ polterte der Vater und kam ans Fenster.

„Ich, ich hab' mich geklemmt,“ stammelte sie.

Hans aber lehnte einen Augenblick an der Hauswand und wußte nicht, wie ihm eigentlich zu Mut war. Als im Zimmer das Menuett aus Don Juans Maskenfest erklang, da richtete er sich auf und flüchtete wie weiland Don Juan. Die Büsche umrauschten ihn. Beßlügeln Laufes erreichte er die Parkmauer, den Pfad und die Straße. Und immer noch in unklaren, aber seligen Empfindungen, in denen ihm seltsamer Weise Verenas Bild nicht mehr vor Augen stand, sondern nur bunte Gebilde vor schwieben, schritt er der Stadt zu.

Als er die Hausthüre öffnete, trat ihm die Mutter entgegen und bat ihn, noch zu Abend zu essen. Da fiel ihm ein, daß er das Abendbrot versäumt hatte.

Aber die Mutter saß ihm, ohne Vorwurf, freundlich gegenüber, und wunderte sich nur, als er keine Freude verriet. Der Vater war ausgegangen.

Dann bot Hans der Mutter Gute Nacht und stieg in sein Zimmer hinauf. Und sieh', da lag auf seinem Tische neben der brennenden Lampe jenes Blatt, das der Vater an sich genommen hatte. Er sah einen Augenblick darauf nieder, dann schob er es beiseite.

Auf dem Stuhl vor seinem Bett stand er seinen schwarzen Anzug sorgfältig bereit gelegt. Da dachte er wieder an das Examen und fuhr sich, wie ein Erwachsener, mit der Hand über die Augen.

Er schlief in dieser Nacht einen fiebrischen Schlaf bis in den späten Morgen und träumte von blutdürstigen Jagdhunden, die ihn verfolgten.

(Fortsetzung folgt).



Der Untergang von Plurs.

Von Prof. Dr. J. Ulrich, Zürich.

Mit zwei Abbildungen.

Daß der Untergang der Städte Sodom und Gomorrha in der Nähe des jetzigen Toten Meeres, welcher auf eine vulkanische Eruption zurückzuführen ist, als ein Strafgericht Gottes angesehen wurde, ist bei der Zeit, in der sich jenes Ereignis muß abgespielt haben, kaum zu verwundern. Daß an dem Bergsturze, durch den im Jahre 1618 der schöne Flecken Plurs im Bergell verschüttet wurde, ebenfalls die Sünden der Bewohner sollen Schuld gewesen sein, läßt sich nur durch den fanatischen Eifer der Prädikanten erklären, die in geologischen Erscheinungen den Finger Gottes erblickten; ich bin fest überzeugt, daß die Stadt Plurs, wenn sie sich auch eines großen Wohlstandes erfreute, nicht unmoralischer lebte als andere Ortschaften; wenn man sie das Pompeji des 17. Jahrhunderts genannt hat, ist das ein in verschiedener Beziehung verfehlter Vergleich, ist doch Plurs nie ausgegraben worden, und auch die Sitten des Fleckens im Bergell dürften kaum mit denen der süditalienischen Stadt in Parallele gesetzt werden; Denkenden braucht ich wohl nicht ausdrücklich zu bemerken, daß der Aschenregen, welcher Pompeji begrub, mit dem Zorn Jupiters gerade so viel zu thun hatte, wie der Sturz des Berges Conti mit dem Grimm des Christengottes.

Über den Untergang von Plurs bestehen wir nur ein Lied in oberengadinischer Mundart von dem Pfarrer J. Gritti, der von 1579 bis 1639 gelebt hat und dem wir auch eine Übersetzung des Neuen Testaments verdanken. Dieses Gedicht, von dem wir eine treffliche, von A. Nochat (1874) besorgte Ausgabe haben, soll hier in verkürzter Übersetzung wiedergegeben werden, soweit es nicht sich in allgemeinen Klagen über die Verderbtheit der Welt ergeht.

„Es war in den Bünden ein schöner Ort gebaut worden und mit Mühlen aufgerichtet; Plurs ward er genannt. Der ist jetzt zerstört. Gott hat das gewollt, um uns für unsere Sünden zu züchtigen.“

„Ein fruchtbarer, guter, statlicher, reicher und schöner Ort, wie es wenige im ganzen Graubündner Lande gab. Der ist jetzt zu Grunde gerichtet und mit Felsenschutt bedeckt; man kann nichts mehr von ihm sehen.“

„Kein sicheres Zeichen steht man dort, daß dort einst ein Flecken gewesen sei; wer ihn nicht gesehen hat, glaubt es nicht. O Gott, erbarme dich. Gott, unser lieber Herr, du wollest uns nicht strafen nach unserm Verdienste.“

Der Untergang von Plurs ist in einem weitern Berichte geschildert, der sich in einem interessanten Buche: *La Valte line ou mémoires, discours, traitez etc. Recueil très-utile et nécessaire en ce temps à tous bons Patriotes 1631* auf Seite 117 ff. verzeichnet steht.

Während die gutgesinnten Leute unter den Graubündnern damit beschäftigt waren, den öffentlichen Schäden, den bürgerlichen und innern Parteien und Zwistigkeiten abzuholzen

und die Böswichte aufzusuchen und nach ihrem Verdienste zu bestrafen, giebt unser Gott, der selten die Pfeile seines Zornes auf die Menschen abschießt, ohne sie bedroht und gewarnt zu haben dem Graubündner Volke Zeichen am Himmel und auf Erden, um sie zu ihren Pflichten zurückzuführen. Er ist nicht damit zufrieden, zu ihm wie zu den Menschen des übrigen Europa gesprochen zu haben mit Hilfe des wunderbaren Kometen, der sich allgemein im Jahre 1618 zeigte, und auf den eine allgemeine Überschwemmung von Uebeln und Heimsuchungen auf der ganzen Erde folgte, sondern er gab ihm noch ganz in der Nähe und sozusagen in ihren Eingeweiden ein ganz schreckliches Zeichen seines Zornes durch das Unglück, das er über den schönen Flecken Plurs schickte, welcher unendlicher Thränen und Klagen würdig ist, weil er vollständig mit dem Dorfe Deschillon unter den tiefen Abgründen eines hohen Berges verschüttet wurde, der sich plötzlich erhob und den Flecken bedeckte und unwiderruflich vernichtete.

Diese Stadt Plurs war in einem Thale unterhalb Chiavenna etwa eine halbe Meile, und ungefähr zwei Meilen von den Grenzen des mailändischen Gebietes und ebenjoweiit von dem Fort Fuentes entfernt, und es floß durch sie ein ungestümer Bergstrom, namens Mera.

Die Natur hatte diese Stadt sozusagen zwischen zwei Bergen eingeschlossen; einer derselben lag südlich von ihr und war fruchtbar an Weinreben und andern Fruchtbäumen, wodurch er ein ganz anderes Aussehen bekam als derjenige, der schneuliche Felsen bietet, die nichts gefälliges und angenehmes haben. Vielmehr bot dieser Berg dem Volke durch die Grotten, Gärten, Wasserbehälter und unendliche andere Bequemlichkeiten, die sich in dessen Innern befanden, alle Arten von Vergnügen und Lustbarkeiten.

Der andere Berg, der im Norden der Stadt liegt, war etwas von ihr entfernt, und brachte ihr deswegen keinen Schaden und sonst keinen Schaden durch die große Anzahl der Bäume, von denen dieser weitaus höhere Berg bedeckt war und trotzdem eine Menge Heu und Bauholz hervorbrachte.

Mit diesem Berge hing ein dritter zusammen, der viel höher und ganz verlassen war; er sollte zum Untergang dieser Stadt und seiner Bewohner bestimmt sein.

Am 15. August 1618 alten Stiles, an einem Samstage, fing es an zu regnen, und tiefer Regen, welcher sich mit Donner und Blitz verstärkte, dauerte bis zum Donnerstag den dreißigsten, an welchem Tage die Luft hell schien und Hoffnung auf schönes Wetter erregte, aber die folgende Nacht begannen Regen, Donner und Blitz wieder stärker bis zum Montag Morgen, wo das Wetter wie am folgenden Dienstag wieder recht hell war. An diesem Dienstag, den 25. Aug. alten Stiles, und am 4. Septbr. neuen Stiles, nachmittags, links von dem genannten Flusse Mera, begann sich ein Bergsturz zu bilden und die Erde des dritten Berges, namens Conti, rutschte auf die Weinberge hin-